

Das neue Kohlebecken im belgischen Limburg 1901 - 1937

Im Vergleich mit den uns umgebenden Bergbaurevieren wurden die Kempenschen Steinkohlen ziemlich spät entdeckt, nämlich im Jahre 1901. Als im Jahre 1917 in Winterslag die ersten Kohlen gefördert wurden, sind die wallonischen Reviere über ihren Höhepunkt hinweg, insbesondere was den Abbau von fetter Steinkohle betrifft. Als in Limburg fette Industriekohlen gefunden wurden, lockt es dann auch nicht nur allein belgische, sondern auch luxemburgische und französische Investoren an. Geologisch wurde der Untergrund gekennzeichnet unter anderem durch eine etwa 550 Meter dicke, instabile und unfruchtbare Deckschichten, die sehr viel Treibsand beinhalten. Auch hierdurch war es bis dahin technisch unmöglich, die darunter liegende Steinkohle zu erreichen. Das Gefrierverfahren, was Tiefe und größere Durchmesser voraussetzte, steckte noch in der Erprobungsphase, wodurch das Abteufen der Schächte eine riskante und teure Angelegenheit darstellte. Das bewirkt, dass nur große Konzessionen — von 30 bis 50 km² — erteilt wurden und zwischen 1907 und 1939 letztendlich nur sieben Bergwerke ausgebaut wurden.

Geographisch gesehen erstrecken sich die Steinkohle-Vorkommen unter Vlaanderen's größtem Heidegebiet, wo wenige Menschen wohnen und kaum bekannte Infrastruktur vorhanden ist. Wegen der relativ geringen Bevölkerungszahl müssen tausende Bergarbeiter aus anderen Gebieten angeworben werden. Als Lockmittel wurden die neuen und großen Bergarbeiterdörfer rund um die Zechenbetriebe errichtet. Sie sind ein schönes Vorbild für die Gartenbezirks-Architektur, die in dieser Entwicklung kurzfristige Höhepunkte erreicht. Das verschafft auch eine ganz besondere Situation: sieben großindustrielle Betriebe in gegenseitiger Konkurrenz inmitten eines ausgedehnten Natur- und Landwirtschaftsgebietes mit einer spärlichen, bodenständigen und katholischen Bevölkerung. Diese sieben gewaltigen sich selbstversorgenden Bohrgebiete sollen sich auch alle auf eine eigenständige Weise entwickeln. Kurzum, ein spannendes Thema für eine Studie der sozial-ökonomischen Ereignisse und der Industrie-Archäologie.

Die wallonischen Zechenreviere

Ausgrabungen der galloromanischen Wohnhäuser im Luik'schen Gebiet lehren, dass die Wohnungen in dieser Region mit Steinkohle beheizt wurden. Nicht verwunderlich, da im Maastal die Steinkohlenlagen gewöhnlich an die Oberfläche traten. Aber offensichtlich kommt dieses Heizmaterial allmählich in Gebrauch und entwickelt sich in den Jahren zwischen 1000 und 1300 in seiner Bedeutung. Historische Quellen berichten über Steinkohlenbergwerke in England (im 11. Jahrhundert), in Kerkrade und in Luik (im 12. Jahrhundert), in Borinage, Centre und Charleroi (im 13. Jahrhundert) und in Nordfrankreich (im 14. Jahrhundert). Dies betrifft vielfach kleine handwerkliche Zechen, die durch die Abteien betrieben wurden. Die Kohlen aus den tagesnahen Lagen wurden mit einem hölzernen Kübel und Hanfseilen nach oben gezogen.

Ab 1709 ersetzen Koks-kohlen die knapp und teuer gewordene Holzkohle bei der Herstellung von Roheisen. In der Wallonië, wo die Eisenerzgewinnung und die Metallverarbeitung eine lange Tradition haben, trifft die Steinkohlenindustrie regelrecht auf eine Stromschnelle. Es entwickelte sich zu dem bedeutendsten Industriegebiet auf dem Festland, und einem Entwickler der beginnenden industriellen Revolution.

Anfänglich wurde die Steinkohle nur oberhalb des Grundwasserniveaus gewonnen. Ab den 1720er Jahren wurden in dem Luik'schen Gebiet jedoch die ersten Newcomen-Dampfpumpen des Landes installiert. Während gemeinsam mit den Koksöfen die Metallverarbeitung ausgebaut wurde, wurden ab 1830 die Grundlagen für die Schwerindustrie gelegt. Beide Gebiete verstärken einander und entwickeln sich zu geschichtlichen Vorläufern, die den handwerklichen Fertigungsapparat verhelfen zu mechanisieren und zu industrialisieren. Dieser industrielle Start wurde noch verstärkt durch den Bau der Kohlentransportkanäle Mons-Condé (1814), Charleroi-Brüssel (1832) und Charleroi-Centre (1839) und durch den Bau der Eisenbahnstrecken (ab 1835).

Die Entwicklung der Mechanisierung setzt sich stetig weiter durch, unter anderem mit Grubenventilatoren (1845), Dampfantriebsmaschinen, stählerne Fördertürme und die ersten Kohlensiebereien und Kohlenwäschen. Hierdurch erreicht die Bergbauindustrie in der Wallonië etwa im Jahre 1850 den ersten Höhepunkt. Die hohen Unterhaltungskosten der Mechanisierungen haben jedoch zur Folge, dass die Zechenreviere in die Hände von verschiedenen großen Finanzierungsgruppen gelangen, wie die Société Générale und die Banque de Bruxelles. Beläuft sich die durchschnittliche Fördertiefe der Zechen etwa im Jahre 1800 noch auf 167 Meter (!), so erreichen sie etwa im Jahre 1850 in der Borinage eine Fördertiefe von 600 bis 700 Metern. Im darauf folgenden Jahr führt der wallonische Industrielle Evence Coppée I seine neuen Koksöfen ein. Sie wurden zu den besten der Welt gezählt und international vertrieben.

Trotz der technischen Weiterentwicklungen bleibt die Zechenarbeit eine lebensgefährliche Industrie. Um neue Bergleute anzuwerben, bauen die großen Zechengesellschaften moderne Arbeiterwohnungen, wie in Bois-du-Luc und Le Grand Horn, oftmals mit einer vollständigen Infrastruktur: einem Krankenhaus, einer Kirche, einer Schule, Badeanstalten, Festsaal usw.

Steinkohle aus dem wallonischen Becken dient als Grundlage für die sprichwörtliche Dampfenergie und — mit Koks — für den enormen Ausbau der Metallverarbeitung, aber auch als Ursprung der Carbochemie, dem Vorläufer der Petrochemie. Sie hat einen bedeutenden Anteil an unserem Export.

Zwischen 1850 und 1875 wurde das Kohlenproduktionsgewerbe weiter ausgebaut, um der sich ausbreitenden Industrialisierung folgen zu können. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges erreicht die wallonische Steinkohlenindustrie ihren Höhepunkt. Im Jahre 1913 fördern 271 Bergwerke, verteilt über 124 Konzessionen, bei denen etwa 140.000 Bergleute insgesamt 22,8 Millionen Tonnen Steinkohle fördern.

Eine späte Entdeckung

Da die Kempenschen Kohlenflöze nirgendwo zu Tage treten, sondern unter mindestens 500 Metern unfruchtbarem Deckgebirge verborgen liegen, messen wirtschaftliche und politische Parteien ihnen auch kaum Bedeutung zu. Das erklärt, weshalb das Kempen'sche Kohlebecken relativ spät entdeckt wurde.

Durch die fehlenden Möglichkeiten von Tiefenbohrungen, war es vor 1850 unmöglich, die geologischen Gegebenheiten in nördlicher Richtung von der Linie Oostende-Leuven aus zu analysieren. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten sich die Geologen hiervon ein Bild machen auf Grund von Prüfbohrungen in Deutschland (im Ruhrgebiet und im Aachener Revier), in Endland und — seit der Kohlenknappheit als Folge des Deutsch-Französischen-Krieges — in niederländisch Limburg.

Nach 1875 sprechen sich Guillaume Lambert und André Dumont über die möglichen Steinkohlevorkommen in dem nördlichen Teil unseres Landes aus. Sie spekulieren

hierbei auf einen zweiten nördlichen Verbindungsgürtel zwischen den Kohlenbecken des nördlichen Ruhrgebiets und Mittel-England, oberhalb der Linie Aachen, östlich niederländisch Limburg, Luik, Namur, Charleroi, Centre, Borinage, Le Nord Pas-de-Calais und dem Kohlebecken von Wales. Ähnlich dem Ruhrgebiet gehen sie davon aus, dass dieser nördliche Kohlegürtel viel ergiebiger, weniger gestört und viel breiter (bis zu 40 km) ist, als das bekannte schmale (etwa 15 km), stark gestörte Kohlebecken in der Wallonië und in Nord-Frankreich.

Bei Prüfbohrungen in Deutschland und in niederländisch Limburg, in den 1870er Jahren sind unter anderem die belgischen Professoren Guillaume Lambert und André Dumont und die Industriellen Louis und Victor Jourdain und Evence Coppée beteiligt. Sie erwähnen erstmals die möglicherweise reichhaltigen Kohlevorkommen in den nördlichen Provinzen. Dumont wurde im Jahre 1883 zum Professor an der katholischen Universität von Leuven. Er beantragt, im Namen der Wissenschaft, bei der Behörde wiederholt Prüfbohrungen in belgisch-Limburg. Vergebens, das wirtschaftliche Interesse bleibt aus. Im Ablauf des Jahres 1898 ist die erste Prüfbohrung ein historischer Tatbestand.

Auf der Spur der gesamten europäischen Kohlenindustrie macht auch die belgische Kohlegewinnung nach 1850 eine spektakuläre Entwicklung. Sie erreicht unter anderem durch großzügige Entwicklungsperspektiven in enormen Größenordnungen, die eine auffällige Vergrößerung der Abbaugelände und die Mechanisierung der Gewinnungstechnik unterstellt, wodurch in einem viel größerem Maße gefördert werden konnte. Diese Entwicklung dauerte in unserem Land an bis 1874, wonach der Steinkohlenpreis nach etwa zwanzig Jahren bis 1896 einen absoluten Tiefpunkt erreicht. Innerhalb dieser zwanzig Jahre blieben neue vorbereitende Arbeiten auf Sparflamme stehen.

Belgien hat in der Zeit von 1870 bis 1890 offensichtlich wenig Bedarf an neuem Steinkohlenabbau, denn wegen der spektakulären Produktionszahlen der großen Kohlenstätten England, Amerika und Deutschland kann es seine Kohlenexportmenge — etwa 30 % der Bruttoproduktion — aufrechterhalten.

Nach 1890 verändert sich die Situation. Einerseits verzeichnet der Metallurgiebereich ein starkes Wachstum: die belgische Gußeisenproduktion vervierfacht ihre Leistung zwischen 1890 und 1913, die nationale Stahlproduktion versechsfacht ihre Leistung zwischen 1900 und 1928. Andererseits, als Folge hieraus, stagniert oder reduziert die belgische Fettkohlenproduktion ihre Leistung, wodurch der Mangel an fetten Koks kohlen zunimmt. Die Förderleistung der Reviere von Charleroi, Namur und Luik ist vor dem Ersten Weltkrieg auf ihrem Höchststand angelangt — die Leistung von Borinage und von Centre in den 1920er Jahren.

Im Jahre 1900 muss Belgien 13,5 % der benötigten Kohlen aus dem Ausland beziehen. Zehn Jahre später müssen mehr als 30 % der benötigten Koks kohlen eingeführt werden. Daher ist es nicht zufällig, dass um die Jahrhundertwende neben der wissenschaftlichen auch die wirtschaftliche Bedeutung für den Kempenschen Untergrund zunimmt.

Das schwarze Gold

Im Oktober 1897 führen der Unternehmer Jules Urban, General-Direktor der privaten Eisenbahngesellschaft Grand Central Belge, und Valentin Putsage, Zechendirektor aus der Borinage, die erste Bohrung durch. Sie suchen nach einer Ausdehnung des Luik'schen Kohlebeckens in nördliche Richtung, aber hatten nicht viel Vertrauen an die Befunde und Annahmen, die André Dumont vor zwanzig Jahren gemacht hatte. Die erste Bohrung musste wegen eines technischen Defektes frühzeitig aufgegeben werden. Eine zweite Bohrung, auf dem gleichen Gelände, wurde nach vielen

Schwierigkeiten auf einer Tiefe von 278 Metern abgebrochen, nachdem sie auf eine Lage Kalkstein aus dem unteren Carbon gestoßen waren. Eine dritte Bohrung, geplant in Maasmechelen, wurde abgeblasen, nachdem Urban im Jahre 1901 verstarb.

Aber auch André Dumont und Louis Jourdain haben zwischenzeitlich nicht stillgesessen. Mit Geld von 92 Anteilseignern, das sie schwerpunktmäßig in wissenschaftlichen Kreisen gesammelt haben, richteten sie in Brüssel die Société Anonyme de Recherche et d'Exploitation ein, um in belgisch-Limburg Erkundungsbohrungen auszuführen. Dumont setzt die erste Bohrung in der Nähe des Bahnhofes von Elen an. Die Arbeiten beginnen am 16. Dezember 1898 mit einer französischen Bohrfirma. Nach Missgeschicken in einer Tiefe von 60 und 160 Metern, holt Jourdain den deutschen Bohrmeister Anton Raky aus Erkelenz dazu. Ende Dezember 1900 mussten sie die Bohrung bei 878,5 Metern Tiefe abbrechen, da der Bohrkopf brach. Hoffnung gab es wirklich, da sie die roten Sandsteinlagen angebohrt hatten, die auch im Ruhrgebiet oberhalb des Carbon vorkommen. Die meisten Anteilseigner springen ab, aber am 20. Mai 1901 können sie, nun mit Jourdain als Vorsitzendem, wiederholt 100.000 belgische Franc beibringen, und gründen die La Nouvelle Société Anonyme de Recherche et d'Exploitation. Jourdain hat drei Jahre früher als angenommen in die Asche gebohrt. Man beginnt am 01. Juni 1901, kommt schnell voran und bohrt in der Nacht vom 1. auf den 2. August 1901, auf einer Tiefe von 541 Metern, die erste Limburgische Steinkohle an. Aus späteren Bohrungen in der Umgebung geht hervor, dass die erste Stelle in Elen unglücklich gewählt worden war. Das Carbon war an der Stelle doch auf 1.400 Meter abgefallen. Wäre die Bohrung geglückt und hätten sie das Carbon erreicht, dann wären sie vielleicht auf Steinkohle gestoßen, aber sie hätten sie niemals abbauen können.

Die Lagerstätten in Belgien, Luxemburg und Frankreich haben fast alle einen Mangel an fetten Koks-kohlen. Nachdem sie die Lagerstätten im Kempenschen Revier angebohrt haben, setzt sich in der Mittel-Limburgischen Heide — Vlaanderen's größtem Naturschutzgebiet — ein internationaler Kohlenrausch in Bewegung. In weniger als zwei Jahren folgen noch etwa 60 Tiefbohrungen. Im Jahre 1905 liegen insgesamt 42 Konzessionsanträge vor.

Wer eine Ausführungskonzession für ein definiertes Gebiet erwerben will, muss einen belastbaren Nachweis über eine erfolgreiche Erkundungsbohrung in dem betroffenen Gebiet nachweisen. Nicht verwunderlich, dass Dumont nach vier erfolgreichen Bohrungen in dem Umfeld von As — wo er die Ausmaße der Kohlevorkommen in eine Karte eingezeichnet hat — auch entschlossen vier Konzessionen beantragt. Die Bohrmannschaften der konkurrierenden Gesellschaften entfernen sich recht widerwillig von Dumonts ergiebigen Gebieten. Die Bohrungen 5 und 6 finden statt in Opglabbeek und die Bohrung 8 von der Firma Cockerill ist nur 450 Meter entfernt von Dumonts zweiter Bohrstelle in As. Die Nouvelle Société Anonyme de Recherche et d'Exploitation wurde im Jahre 1903 durch die Société Anonyme de Recherches et d'Exploitation Eelen-Asch ersetzt. Hierin sind neben André Dumont, Louis und Victor Jourdain und Anton Raky auch Evence Coppée II, Nestor Deulin aus Charleroi und Leon Deboucq vom Bergwerkswesen vertreten. Interessant war die Tatsache, dass diese Gesellschaft, die das exklusive Recht an Raky's Schnellbohrmethode besitzt, auch für dritte bohrt und demnach ungefähr die Hälfte der 60 Bohrungen ausführt.

Im Jahre 1906 baut Dumont mit Raky eine neue belgische Firma auf: die Société Anonyme Belge de Forage et Fonçage selon le système Raky, bekannt unter der Abkürzung Foraky, die ziemlich schnell internationalen Ruf erlangt mit Bohrungen

und Schachtabteufungen auf allen Kontinenten. Nicht viel später gründen sie in Zonhoven die Foraky-Betriebsstätten, mit denen sie auch im neuen Zechengebiet in Betrieb gehen.

Die Konzessionsverleihung

Ungeachtet der enormen Bewerbungszahlen fielen die Erkundungen nicht einfacher aus: die Konzessionsanfragen überschneiden sich gegeneinander häufig und die Verteilung bereitet viele Probleme. Ferner standen noch zwei andere hemmende Faktoren einem schnellen Beginn im Weg. Zunächst entstand ein politischer Aufruhr im Parlament, da vermehrt die sozialistische Fraktion eine Hetze ankurbelt, die für die Verstaatlichung des neuen Kohlebeckens wirbt, und zugleich gegen die dauerhafte Eigentumsübertragung von Bodenschätzen (nach den noch geltenden Bergbauregeln von Napoleon aus dem Jahre 1810) votiert, und für bessere Bergarbeitersetzungen eintritt.

Diese Kampagne folgt übrigens dem niederländischen Vorbild, da die Regierung im Jahre 1901 beschließt, das noch übrig gebliebene Drittel des Niederländisch-Limburg'schen Kohlebeckens zu nationalisieren und durch staatliche Bergwerke betreiben zu lassen. Hierfür finden unsere nördlichen Nachbarn Anregungen in dem Preußischen Modell der Staatsbetriebe. Die Niederlande befürchten die deutschen Interessen an ihren Kohlevorkommen, weil die Deutschen sie aus Handelserwägungen erwerben und nicht betreiben wollen. Die belgischen Sozialisten sehen in einem Regiebetrieb ein Mittel, um die vielen anarchistischen und eigensinnigen Aktionen der wallonischen Bergarbeitergewerkschaften in dem neuen Kohlebecken zuvorzukommen. Auch die vlaam'sche Bewegung unterstützt eine derartige Nationalisierung.

Aus Mangel an vlaam'schen Kapital und hinsichtlich einer späteren föderalen Aufteilung von Belgien träumen sie laut von einem vlaam'schen Ruhrgebiet in Limburg.

Im Jahre 1905 legt ein parlamentarisches Abkommen drei Staatsvorbehalte fest, das nur mit parlamentarischer Zustimmung Konzessionen erteilt werden können und eventuell nur durch eine staatliche Gesellschaft betrieben werden konnten.

Doch verlieh der Minister Francotte ein Jahr später, mit vollständiger parlamentarischer Zustimmung, die erste private Konzession noch nach der alten Gesetzgebung. Die neuen Gesetze wurden letztendlich erst nach 1911 eingeführt. Ein zweiter dämpfender Faktor ist von geologischer Art. Durch die mehr als 500 Meter dicken instabilen Deckschichten, sollten die Schachtabteufungen zu einer sehr teuren und riskanten Unternehmung werden lassen.

Zum Ausgleich und um die Ausbeutung der Kempenschen Steinkohle doch noch interessant zu machen, stellt der Bergbaurat Musterkonzessionen vor, die durchschnittlich sechzehnmal größer bemessen sind, als die in der Wallonië. Eine derartige Konzession wird verliehen an ein Konsortium, in dem verschiedene Antragsteller ihre Stärke bündeln konnten. Die Konsortien konnten ihre Konzessionsrechte an neue Zechengesellschaften verkaufen, die dann für die Ausführung verantwortlich waren. Mit einer nur ein Zehntel großen Konzession konnten die Selbstkosten gedrückt und die Erkundungen interessanter gemacht werden.

Die erste Konzession wurde am 01. August 1906, genau fünf Jahre nach der Entdeckung der Steinkohle, als eine Art von Ehrung unter dem Namen Concession André Dumont-sous-Asch erteilt an die Société Anonyme de Recherche et d'Exploitation Eelen-Asch. Auch der Name eines anderen Pioniers, Guillaume Lambert, wurde am 29. November 1906 mit einer Konzession verbunden. Sie wurde

zusammen mit der von Sainte-Barbe durch die Limburgsche Maaszeche von Eiden gekauft. Andere Konzessionen, die noch im gleichen Jahr erteilt wurden, sind Les Liègeois (Zwartberg), Helchteren und Zolder (beide betrieben durch das Bergwerk von Zolder), Genk-Sutendael (Winterslag) und Beeringen-Coursel. Im Jahre 1911 folgt dann noch die Konzession Houthalen.

Das Limburgsche Kempen vor dem Kohleabbau

„Hier war früher nur Ginster und Heide, und die Heidebauern kamen aus dem Dorf, um ihre großen Körbe Stroh zu mähen, die sie auf ihren Schultern mitnahmen. Gelegentlich kamen Dichter, und ließen sich durch die unaufgeräumte Landschaft inspirieren, dann wiederum Maler, die das an den farbenprächtigen Herbsttagen in impressionistische Gemälde umsetzen ... „ (Maurice Henriquet in La Campine Industrielle, 1923).

Dieses Abbild eines unberührten aber armen Kempen, das durch seine abgelegene Lage und den mageren Boden das Schiff für die Entwicklung verpasst, ist hinreichend bekannt. Die meisten Grundstücke sind im Besitz der Gemeinden oder einigen Großgrundbesitzern. Weil die Grundfläche sich gelegentlich auf mehrere hundert Hektar aufsummiert, hat das Gebiet lediglich eine begrenzte Anzahl an Parzellen. Die kleinen Dorfkern, die darin verstreut liegen, entwickeln sich kaum und sind auf ein Überleben angewiesen. Die Bevölkerung wächst nur langsam an, und die junge Generation weicht häufig in andere Provinzen aus.

Im gesamten Mittel-Limburgschen Gebiet, dem zukünftigen Kohlerevier, wohnen um die Jahrhundertwende etwa 9.800 Menschen, das sind kaum 20 Einwohner pro km². Das Maastal ist im Vergleich fast zehnmal, Haspengouw fast achtmal dichter bevölkert. In Nord-Limburg schwankt der Anteil zwischen 54 und 100 Einwohner pro km².

Einige Bundesstraßen durchqueren das gesamte Gebiet, provinzielle Wege gibt es hier nicht. Nachbarschaftswege, häufig in einem erbärmlichen Zustand, verbinden die Weiler miteinander. Die Eisenbahnlinien aus dem 19. Jahrhundert sind auf der Linie Hasselt nach Maaseik, meistens Transitstrecken, wobei Landwirtschaftsbetriebe und obstverarbeitende Betriebe in Süd-Limburg kaum Nutzen davon haben.

Die Nord-Kempenschen Kanäle (1848) verbinden die Provinz über den Süd-Wilhelms-Kanal (Luik nach s`Hertogenbosch, 1826) insbesondere mit Antwerpen. Insbesondere Mittel-Limburg gehört auch zu dem weitläufigen Kempenschen Gebiet, das sich im 19. Jahrhundert profiliert als Region für Bettleranstalten, freie bäuerliche Armenkolonien und Militärlager. Zum Ende des 19. Jahrhunderts siedeln sich einige schmutzerzeugende Industriebetriebe an, hierunter Blei-, Zink-, Arsen- und Krautfabriken. Die „tötenden Fabriken von Nord-Kempen“ nennt sie August De Winne vor dem Ersten Weltkrieg.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, in dem noch jungen Belgien, keimt eine Initiative auf, die im Interesse des Landeswohlstandes, wüste Grundstücke rekultiviert. Das ist der Ansatz zu einer ersten Welle von inländischen Kolonisation. Die Gemeinden mussten brachliegende Grundstücke gegen vergünstigte Bedingungen an neue Landwirte verkaufen und nötigenfalls mit ihnen zum Zwecke der Holzgewinnung zu bewalden. Der Staat gibt selbst ein Beispiel mit der Einrichtung von Landwirtschaftskolonien und Feldbewässerungsprojekten entlang der Kanäle. Allen Maßnahmen zum Trotz, den Prozentsatz der verwilderten Grundstücke zu reduzieren, bleibt es in dem Kempenschen Gebiet bei kaum mehr als die Hälfte der Flächen. In diesem agrarischen Kontext müssen wir das Aufkommen der Steinkohlenzechen ansiedeln und verstehen. Die sieben oberirdischen industriellen

Bohrgebiete, von jeweils 4 bis 5 km², sollen Mittel-Limburg endgültig anschließen und eine Bevölkerungszunahme einleiten.

Die großen Bergwerksunternehmen in Belgisch-Limburg

Nachdem die ersten neun Konzessionen verliehen wurden, sind ab Anfang 1907 innerhalb einer Zeitspanne von einigen Monaten sechs von den insgesamt sieben Bergwerksgesellschaften gegründet worden. Das Bergwerk Houthalen folgt dann im Jahre 1923.

Neben vereinzelt lokalen Konzessionseigentümern haben vornehmlich große belgische, französische und luxemburgische Industrielle und finanzstarke Gruppen einen Anteil am Kapital der neuen Bergwerksgesellschaften.

Winterslag kommt größtenteils in die Hände der Gruppe Coppée und der französischen Gruppe Schneider von Le Creusot, während über die Fördergesellschaften auch Menschen über Raoul Warocque, damals nahezu der reichste belgische Industrielle aus Mariemont, Ivan Orban und Baron Adrien de Pietteurs-Hiegaerts darin residierten.

Beringen und Eisden kommen überwiegend in die Hände von französischen Gruppen aus der Metallurgie aus Lorraine. Ab 1930 soll auch Coppée über die Bank von Brüssel in Eisden beteiligt sein.

Die Zeche André Dumont aus Waterschei ist dagegen eine belgische Zeche von der Generale Maatschappij, der Mutuelle Solvay, der Cristallerie Val Saint-Lambert, der Laminors et Forges de Marchienne-au-Pont, der Société de Recherches et d'Exploitation Eelen-Asch und der Volksbank van Leuven. Baron Goffinet, Jourdain, Evence Coppée und Léon Guinotte bringen zudem noch persönlich Kapital ein.

Das Bergwerk von Zwartberg kommt nahezu vollständig unter die Verwaltung von Luik, durch die Mutualité Industrielle, de Société Anonyme John Cockerill und die Luiker Steinkohlenzechen Espérance et Bonne-Fortune en Patience-et-Beaujonc. Helchteren-Zolder wird geschäftlich geführt durch die luxemburgische Gruppe Aciéries Réunies de Burbach-Esch-Dudelange (ARBED), die Henegouwschen Zechen von Mariemont-Bascoup (Warocqué) und die Compagnie de Belgique pour l'Industrie.

Von der Zeche von Houthalen sind die meisten Anteile im Eigentum von der Generale Maatschappij, der Société Eelen-Asch und der Mutuelle Immobilière et Immobilière.

Nachdem die Zechenkonzessionen offiziell an die sieben Bergwerksgesellschaften erteilt wurden, tauchen immer mehr Bohrtürme in der Heidelandschaft auf.

Zunehmend exaktere Kernbohrungen sollen ein besseres Bild von der Untergrund-Beschaffenheit geben, sodass die Gesellschaft so schnell wie möglich eine geeignete Stelle findet, um den ersten Schacht abzuteufen. Um diese Stelle herum kaufen die Gesellschaften anschließend so schnell wie möglich preiswertes Gelände (durchschnittlich etwa 4 – 5 km²!), um ihre gigantischen Bohrseln ausbauen zu können.

In Anbetracht der abgelegenen Lage und der primitiven Infrastruktur soll etwa die Hälfte hiervon eine neue industrielle Verwendung erhalten. Als Selbstversorgungsbetriebe planen sie doch eigene Elektrizitätszentralen, Stahl- und Konstruktionswerkstätten, Kohlensiebereien und Kohlenwäschen, Gleisanschlüsse und Lokomotivschuppen, Kohlenhäfen, Sägereien und Schreinereien, Gießereien, Betonfabriken, Ziegeleien, Kalköfen, Bauernhöfe mit Milchvieh und Zugpferden usw.! Auch für die Bergehalden wurden Flächen vorgesehen.

Auf der anderen Hälfte wurden die ausgedehnten Wohnsiedlungen gebaut. Erwartet wurde jedoch, dass sich innerhalb von 10 bis 15 Jahren nicht weniger als 20.000 Bergarbeiterfamilien rund um die Betriebe ansiedeln würden.

Es gibt noch einen Grund, warum der Betrieb auf sich warten lässt, und der ist insbesondere technischer Art, mit erheblichen finanziellen Konsequenzen. Es war offensichtlich nicht planbar, ausreichend breite Schächte durch die 500,- Meter dicken Deckgebirge, mit Treibsand, abzuteufen. Die einzige Methode, das Schachtgebiet bis in die Carbonlagen zu gefrieren, steckte für die Tiefe und die Durchmesser noch in den Kinderschuhen. Es ist ein technisches Experiment und ein unsicheres finanzielles Abenteuer, das sich mehr als zehnmals so teuer herausstellt, als die herkömmliche Abteufmethode. Im schlimmsten Fall, nämlich in Zolder, zieht sich diese vorbereitende Phase über 23 Jahre hin, bevor die ersten Kohlen gewonnen wurden.

Zeche Beeringen in Beringen, Koolmijnlaan 201

1907 – 1989

Um das Jahr 1900 sieht es im Umkreis der Ortschaft Beringen noch ganz anders aus. Eine großflächige Heidelandschaft wird genutzt durch Torfstecher und kleinflächige Landwirtschaft. Die vier Kerndörfer Beverlo, Beringen, Koersel und Paal haben Einwohnerzahlen zwischen 1.400 und 2.800 Personen. In den Jahren 1902 und 1903 werden in diesen Dörfern Bohrgesellschaften tätig, die sechs Prüfbohrungen durchführen. Die Bohrerergebnisse bestätigen die Annahmen, dass hier Steinkohlevorkommen lagern.

Im November 1906 genehmigt der Staat den Kohleabbau für ein Gebiet von 50 km². Drei Monate später, im Februar 1907, wurde die Gesellschaft Société Anonyme Charbonnages de Beeringen gegründet, die überwiegend mit französischem Kapital aus dem Metallurgiebereich von Lorraine in Nord-Ost-Frankreich ausgestattet war. Die Ergebnisse der Kernbohrungen haben es ermöglicht, den Standort für das Bergwerk festzulegen. Zwei Jahre später, im Jahre 1909, fällt die Wahl auf den heutigen Standort „Kleine Heide“ (Bohrungs-Nummer 77 mit 1.491 Metern Tiefe) und über Langeneiken (Bohrungs-Nummer 72 mit 1.195 Metern Tiefe). Der Untergrund ist stabil und weist große Kohlevorkommen auf. Zudem verläuft neben der Verbindungsstraße von Beringen nach Beverlo ein Bahngleis, das über Paal-Diest an das Eisenbahnnetz (Strecke Diest-Mol) angeschlossen ist. Ferner liegt das neue Werksgelände in der Nähe des Kanalarms Dessel-Hasselt.

Beeringen geht als zweite Limburg'sche Zeche in Betrieb. Obwohl das Bergwerk viele Arbeiter aus den westlichen Landesteilen anwerben kann, müssen Mitte der 1950er Jahre dennoch 10% ausländische Arbeitnehmer eingestellt werden.

Daten und Fakten über das Bergwerk Beeringen / Revier Kleine Heide

- am 26. November 1906 wurden die Abbaurechte verliehen über 4.950 ha in Beringen-Coursel, die im Jahr 1954 auf 5.271 ha erweitert wurden,
- am 23. Februar 1907 wurde die Gesellschaft Société Anonyme Charbonnages de Beeringen gegründet,
- Mehrheitseigentümer war die Société Anonyme Hauts-Fourneaux et Fonderies de Pont-à-Mousson en de group SAPTEL aus Nancy,

- der Kohleabbau begann im Jahre 1922,
- ab 1907 wurden die Schächte abgeteuft (die Teufarbeiten wurden zwischen 1914 und 1918 unterbrochen),
- die Abbausohlen liegen bei 727 Metern, 789 Metern und 850 Metern Teufe,
- die maximale Belegschaftszahl wurde im Jahre 1948 mit 6.796 Bergleuten erreicht,
- im Jahre 1956 wurde die höchste Förderleistung mit 1.900.000,-- Tonnen erzielt (1,9 Mio. Tonnen / 52 Wochen x 6 Tage = 312 Tage = 6.090,--Tonnen Kohle/Tag, bei einem Anteil von 50% an Waschbergen ergibt sich eine maximale Förderleistung von 12.200,-- Tonnen/Tag),
- am 28. Oktober 1989 wurde das Bergwerk stillgelegt,
- die gesamte Nettoproduktion belief sich auf 79.332.000,-- Tonnen, darin waren allerdings 304.000,-- Tonnen aus benachbarten Konzessionen enthalten,
- beide Schächte haben eine Teufe von 815 Metern und einen Durchmesser von 6,1 Metern.

Die Betriebsgebäude

Ab 1909 wurden die ersten vorläufigen Betriebsgebäude errichtet, und zwar: die Schachtabteuftürme, hölzerne Kühltürme, die erste Elektro-Schaltanlage und die Gefriereinrichtungen. Der erste Bauabschnitt der Büros von 1910 hat für die neuen Gebäude Platz machen müssen.

Das Abteufen der Schächte I und II beginnt in den Jahren 1912 und 1913. Zeitgleich wurden die Betriebsbüros (eines der ältesten Zechengebäude) und auf der gegenüberliegenden Straßenseite das Wohnhaus für den Zechendirektor innerhalb einer 7,2 ha großen Parkanlage gebaut. Von dieser Villa blieb leider nur eine Ruine übrig. Mitte der 1980er Jahre legte ein ortsansässiger Brandstifter die Direktionsvilla und die Zechenhaltestelle von Beringen in Asche.

Als wir uns über die Koolmijnlaan dem Bergwerk nähern, fällt uns sofort auf, dass im Vergleich mit den sechs anderen Zechenstandorten hier tatsächlich die meisten Zechenbauwerke erhalten geblieben sind. Im Jahr 1993 wurden sie unter Denkmalschutz gestellt. Viele Dächer und Fassaden wurden zwischenzeitlich instand gesetzt.

Man hat erkannt, dass es sich lohnt, die Betriebsgebäude weitestgehend zu erhalten. Dadurch kann den Besuchern die Funktion und die Arbeitsabläufe einer Zechenanlage begreifbar erläutert werden. Seit 1986 wurde durch die Initiative des Direktors Gilbert Goddeeris ein Amateur-Zechenmuseum eingerichtet. Am eindrucksvollsten ist das große Gebäude der ehemaligen Kohlenwäsche, in der täglich bis zu 7.500,-- Tonnen Kohle aufbereitet wurden.

Ein Besuch auf dem Zechengelände beginnt am Pfortnergebäude von 1924. Auf dem halbovalen Parkplatz hielten die Autobusse, die die Bergleute täglich aus der ganzen Region antransportierten. In dem Aufenthaltsgebäude fanden ebenfalls Betriebskontrollen und medizinische Untersuchungen durch das Bergwerk statt. Das Gebäude wurde restauriert und wird heute durch eine Bibliothek genutzt.

Im Innenhof steht vor dem alten Bürogebäude die Büste des Gründers der Zeche, Camille Cavallier. Dieses Gebäude steht auch in deutlichem Blickkontakt zu der Direktionsvilla auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Durch ein Zaunelement in der Werksmauer bleibt der Blickkontakt zwischen dem Betrieb und der Direktionsvilla erhalten. Der französische Stil der Einrichtung wird noch durch die geometrisch angelegten Gärten vor und links neben dem Hauptbüro verstärkt.

Hinter diesem Hauptbüro runden mehrere große Gebäude diesen Innenhof ab. Auf der linken Seite befindet sich die Waschkaue und die Magazinräume, in dem hinteren

Gebäudeteil waren die Büros der Ingenieure untergebracht. Der gesamte Gebäudekomplex ist etwa 120 Meter lang und 60 Meter breit, er wurde durch die ständig steigende Anzahl der Bergleute in drei Bauabschnitten errichtet. Der erste Bauabschnitt mit der Waschkau hinter dem Hauptbüro datiert von 1923, der Rest des vorderen Gebäudes entstand 1927 – 1928. Zu Beginn der 1950er Jahre wurde der Waschkaukomplex nach hinten in Richtung Kohlenwäsche nahezu verdoppelt. In dem vorderen Komplex sind die Gebäudeeinrichtungen nahezu unverändert geblieben.

Auf der rechten Seite des Innenhofes befindet sich die Elektrozentrale mit den Druckluftkompressoren. Druckluft ist bis 1950 — durch die Anwesenheit von Grubengas — die einzig verwertbare Energie unter Tage. Gegenüber der Elektrozentrale stand das 35 Meter hohe Kesselhaus, das den Dampf für den Antrieb der Maschinen in dieser Zentrale lieferte. Hierbei wurde etwa 10% der eigenen Kohlenproduktion verbraucht. Das asbestbelastete Kesselhaus wurde vollständig abgebrochen. Die Elektrozentrale wurde nach 1910 noch dreimal erweitert. Rechts neben der Elektrozentrale befindet sich das kleine aber betriebswichtige Lüftergebäude von 1922. Hier sind die gewaltigen Ventilatoren untergebracht, die unterirdisch mit dem dahinter liegenden Wetterschacht-I verbunden sind. Hierüber wird die verbrauchte Luft aus den 100 km langen Stollen des 5.300,-ha großen Grubengebäudes gezogen. In den Abbaurevieren der untersten Fördersohle in einer Tiefe von 850,-m mussten die Bergleute bei etwa 37 - 40°C ihre körperlich schwere Arbeit verrichten.

Zwischen dem Lüftergebäude und den Kühltürmen befindet sich das sogenannte Wasserschloss, das jüngeren Datums ist. Hierin wird das Wasser für die Dampferzeugung im Kesselhaus und das Kühlwasser für die Elektrozentrale vorab behandelt, um die Korrosion in den Kesseln und Generatoren zu vermeiden. Die historischen Kühltürme — von links nach rechts von Baujahr 1923, 1926, 1945 und 1951 — kühlen das Wasser aus den Wärmetauschern der Turbogeneratoren und Kompressoren in der Elektrozentrale.

Hinter der Elektrozentrale ragen links und rechts die etwa 60 Meter hohen Fördertürme der Schächte I und II in den Himmel. Die beiden Schachtgerüste sind zweifelsfrei die Ikonen eines Bergwerkes. In den Schachtröhren — mit einer Tiefe von 850 Metern und einem Durchmesser von 6,1 Metern — konzentrieren sich alle lebensnotwendigen Funktionen des Bergwerkes: der Transport der Bergleute, Luft, Material, Energie, Grubenwasser und natürlich Steinkohle. Das Fördergerüst von Schacht-II oberhalb der Schachtröhre, hat eine phantastische Bauform. Es datiert auf 1921 – 1922, noch bevor die Kohlenförderung begann. Dieses Schachtgerüst hat als Witterungsschutz eine Dachkonstruktion. Das Fördergerüst von Schacht-I oberhalb des Wetterschachtes wurde von dem deutschen Hersteller DEMAG angefertigt und wurde sechs Jahre später in Betrieb genommen. Die Gerüstbeine wurden zwecks Korrosionsschutz mit Beton ummantelt.

Typisch für Beeringen ist, dass beide Schachtgerüste nach der sogenannten Spiegeltype oder Portaltype mit doppelten Gerüstbeinen hergestellt sind, und Fördermaschinengebäude (1923 – 1937) an den Schmalseiten der Schächte haben. In dem Fördermaschinengebäude-II (1924) ist nun das Besucherzentrum der Zechenanlage untergebracht.

Hinter dem Fördergerüst-II erstreckt sich die ausgedehnte Kohlenwäsche. Mittig hinter der Hängebank befindet sich die große Schachthalle mit dem Wagenumlauf und den Waggonkippern. In den vergangenen Jahren sind einige Nebenanlagen, Kohlenbunker und die neueren Wirbelbettanlagen abgebrochen worden.

Auf der linken Seite hinter der Kohlenwäsche stehen noch der große und der kleine DORR-Eindicker. Hiermit wurde der Steinschlamm aus dem Waschwasser herausgezogen. Unmittelbar hinter dem Werkszaun erheben sich eindrucksvoll die zwei Bergehalden, die mittlerweile begrünt wurden.

Die ehemalige Schlosserei, Trocknerei und Schreinerei wurden bereits abgebrochen. Das große Magazingebäude (aus den 1950er Jahren) und die Elektrowerkstatt, in der Verlängerung von den Kühltürmen, sind erhalten geblieben. Die Gebäude wurden an mehrere Firmen vermietet. Auch die alten Werkstätten (hinter dem Fördergerüst-I) haben eine neue Verwendung erhalten.

Das Freilager, die Sägerei, der Verkauf und die Betonsteinfabrik — nördlich des Sozialgebäudes — wurden insgesamt abgebrochen. Nur der Stadtwasserturm hat die Abbruchbirne überlebt. Die gesamte Freifläche wurde als Wohnsiedlungsfläche bereitgestellt.

Hinter dem eingezäunten Zechengelände erheben sich die beiden Bergehalden, die nach Beendigung der Aufschüttung rekultiviert und begrünt wurden. Die vordere Halde ist 60,--m hoch, die hintere 100,--m. Die höhere Halde ist für die Öffentlichkeit begehbar, und bieten eine phantastische Fernsicht über das ehemalige Kempen'sche Kohlerevier.

Obwohl im Bergwerk Beeringen sehr viel Blasversatz angewendet wurde, hat es dennoch an der Oberfläche zu Bergsenkungen in Dimensionen von 3,--m bis 4,--m geführt.

Die Grube Charbonnages de Beeringen wurde im Jahre 1907 eröffnet und förderte bis zum 28. Oktober 1989 Kohle. Anschließend diente sie noch bis 1992 als Nebenschachtanlage für die Grube Voort in Zolder, die am 30. September 1992 als letzte Steinkohlenzeche Belgiens stillgelegt wurde. Nach der Stilllegung des Grubenbetriebes wurde die Kohlenwäsche in Beeringen noch einige Jahre lang zur Aufbereitung importierter Kohle aus Kolumbien genutzt.

Die Tagesanlagen des Bergwerkes Beeringen sind nahezu vollständig erhalten geblieben, nur einige Bandbrücken und Kohlenverladebunker wurden nach der Stilllegung abgebrochen. Ebenso wurden die Schachthalle von Schacht-1 und der Wagenumlauf zur Wäsche entfernt. Ferner wurden große Teile der ursprünglichen Gleisanlagen beseitigt.

Nach Einschätzung von Fachleuten gilt die Zeche-Beeringen heute als die größte zusammenhängende Bergwerksanlage, die komplett unter Denkmalschutz gestellt wurde. Das Vlaams Mijnmuseum in Beeringen wurde 1986 gegründet, und kann schon mehr als 20 Jahre erfolgreicher Arbeit vorweisen.

Die Wohnsiedlungen

Die ersten Zechenbüros wurden in der ehemaligen Zigarrenfabrik der Gebrüder Wouters in der Nähe der Polizeikaserne untergebracht. Die ersten Doppelwohnungen wurden an der Straße nach Koersel-Zentrum auf der Höhe des Weilers Langeneiken gebaut. Hier hatte die Zechenverwaltung alle Grundstücke gekauft, später auch noch die Weiden für das Milchvieh. Anfang 1909 wurde beschlossen, dass das Zechengelände auf der heutigen „Kleine Heide“ errichtet werden sollte. Die Wohnsiedlungen wurden dann in vier Bauphasen realisiert.

Ab 1909 wurden die ersten Arbeiterwohnungen am Ende der Stationslaan und an der Dwarsstraat gebaut. Es sind kleine, einfache Vier- und Zweiraumwohnungen, die für die damalige Zeit als recht komfortabel bezeichnet werden. Es sind annähernd Kopien von Wohnungstypen der französischen Zeche von Anzin, woher der Ingenieur und Gefrierspezialist Louis Sauvestre abstammte.

Das Bergwerk erhielt von Anfang an einen ausgeprägt hierarchischen Aufbau. In der Nähe der Zeche entlang der Koolmijnlaan wurden zur gleichen Zeit vier Ingenieurwohnungen und vier Zweiraumwohnungen für Angestellte gebaut. Unmittelbar gegenüber den Hauptbüros wurde die Villa für den geschäftsführenden Direktor errichtet — inklusive einem schönen Park mit einer abwechslungsreichen Bepflanzung. Vor allem für die Villen, aber auch schon Schlösschen genannt, wurden im Brüsseler Gebiet und an der Küste nach Ideen gesucht. Ein typisches Merkmal für diese erste Bauphase ist die Verwendung von Betonblöcken. Das Bergwerk hat zu diesem Zeitpunkt noch keine eigenen Feldöfen, um Ziegelsteine herstellen zu können. Auch auffallend ist die besondere Beachtung von Umzäunungen und Eingangstüren. Sie grenzen nicht nur den Bereich der Zeche deutlich ab, sondern geben den Arbeitern auch zudem noch das Gefühl, dass sie in einer eigenen Wohnung leben, also in ihrem Eigentum wohnen.

Die zweite Bauphase (1919 – 1926) wurde deutlich beeinflusst durch den Gartenstadt-Gedanken, der zu dieser Zeit reichlich propagiert wurde. Insbesondere nördlich der ersten Arbeitersiedlung, zwischen dem Stationskaai, der Laan op Vurten und der Leysestraat, wurde damit experimentiert. Die gebogenen Straßen, die vier Plätze mit den jeweiligen Verbindungsstraßen, verwandeln die Siedlungen in die typischen Stadtviertel. Bestimmend ist der große halbrunde untere Platz, auf dem 1926 als Abschluss ein beeindruckender Schulkomplex mit der mittig angeordneten Nordkirche errichtet wurde. Die Kirche blieb bis 1943 in Gebrauch, bis die neue „Mijnkathedraal“ eingeweiht wurde. Im Jahre 1939 wurde das symmetrische Schulgebäude (Jungen / Mädchen) erweitert um einen gebogenen Flügel für den Kindergarten. Im Jahre 1975 folgen hier noch eintausend jugendliche Schüler. Heute sitzen in den Gebäuden noch mehr als 200 Lehrlinge. Etwa die Hälfte der Schule ist zwischenzeitlich als kommunales Gesundheitszentrum „Regina Mundi“ genutzt, mit unter anderem außerschulischer Kinderbetreuung, O.C.M.W.-betreuung und – ausbildung, dem Zentrum für Jugendtourismus, dem Jugendbildungsdienst Arctos, dem Zentrum für Drogensüchtige usw.

Der halbrunde Platz hat inzwischen das meiste seines ursprünglichen Grüns verloren. Trotzdem wird hier bei der Gestaltung eines Viertels viel Aufmerksamkeit auf den Bestand gelegt (was beispielsweise aus den verschiedenen Baumarten hervorgeht). Die zwei dahinterliegenden Innenspielfläche sind hingegen durch die Gemeinde renoviert und mit zeitgemäßen Spielzeugen ausgerüstet worden.

In Limburg ist nahezu nirgendwo ein authentischer Landhausstil gebaut worden. Als Hinweis darauf sind die Obergeschosse der errichteten Wohnblocktypen in Blendfachwerk verputzt worden. Ein gutes Vorbild hierfür ist das ehemalige Klostergebäude der Schwestern (K-Typ), das mittlerweile eine VDAB-Funktion erhielt. Das Kloster der Brüder, das für die Jugendförderung eintritt, liegt zentral auf der anderen Seite der Schule. Zur gleichen Zeit wurde die Wohnungen im Ingenieur- und Beamtenviertel entlang der Koolmijnlaan mit Ziegelsteinen errichtet, und es wurden an einer Seite der Laan op Vurten zur Eisenbahnstrecke hin

Zweiraumwohnungen für die Beamten gebaut. Eines der Ingenieurshäuser wurde im Jahre 1923 umgebaut zum Geschäftsführungsgebäude, als Tagungs- und Versammlungssaal für die leitenden Angestellten und als Gasthof für junge Ingenieure. Für allein stehende Einwanderer oder wochenweise Pendler wurden in der Stationsstraat drei Hotels und Gasthöfe gebaut.

In der Ecke des Schulkomplexes wurde im Jahre 1927 noch das sogenannte Melkhaus, für die kostenlose Milchversorgung der Siedlung, errichtet. Die Milch kommt von „De Posthoorn“, dem zeheneigenen Bauernhof am Anfang der Koolmijnlaan. Momentan wird der Komplex restauriert und als „De Winning“ wieder verwendet, ein alternatives Beschäftigungsprojekt der Gemeinde, mit einem Restaurant, Gemüseladen, Fest- und Versammlungssaal usw. Nach einer Aktion der lokalen Arbeitsgruppe Denkmalpflege-Beringen, wird das Melkhaus mit dem Henry Ford European Conservation Awards bedacht. Durch die Mitwirkung der Gemeinde, der Provinz und der VDAB hat eine Restaurierungsreihe eingesetzt, und dem Objekt eine neue Verwendung als Tagungs- und Schulungslokal für Stadtvereine beschert. Mittlerweile ist es auch ein denkmalgeschütztes Bauwerk.

Diese ersten zwei Bauphasen laufen aus in einer schillernden Apotheose, nämlich der Gestaltung eines prestigeträchtigen Angestelltenwohnviertels, dem Platz mit Geschäften (1927 – 1929) gegenüber vom Zecheneingang und drei Villen, jeweils mit einer Wohnfläche von 464,--m². In den Villen wohnen die Hauptingenieure — die späteren Direktoren für die Bereiche Untertage, Übertage und Personal. Die Gebäude vervollständigen das Führungskräftewohnviertel entlang der Koolmijnlaan.

Für diesen Auftrag wurden zwei bekannte Brüsseler Architekten angesprochen, namentlich Adrien Blomme und P. Lohest. Blomme wird das Projekt letztendlich realisieren. Er kennt die englischen Gartensiedlungen und hat im Jahre 1912 sogar einen allgemeinen Plan für die Zeche von Winterslag entworfen. Nach dem Ersten Weltkrieg wählt er resolut einen vlaam'schen historisierenden Baustil vorrangig vor dem erwünschten englischen Cottagestil aus. Gegen Ablauf des Jahres 1939, als die Zeche nach den Krisenjahren wieder vollständig Gewinn abwirft, erhält er und sein Sohn Yvan den Auftrag, ein repräsentatives Casino zu bauen. Es umfasste unter anderem Fest- und Konferenzsäle, ein Kino, Konzert- und Bühnensaal, eine Tanzgelegenheit und ein Hotel-Restaurant. In dem Jahr nach Kriegsende wurden die Arbeiten wieder stillgelegt, sodass das Casino erst gegen Ende des Jahres 1952 eingeweiht werden konnte. Gut 15 Jahre später löscht die Fusion zur N.V.K.S. das Casinoleben völlig aus. Nach einem missglückten interkommunalen Versuch, kauft die Provinzverwaltung im Jahre 1974 das Gebäude, und baut es zu einem regionalen Kulturzentrum aus. Dieses Provinz-Zentrum für Volkskultur wurde schließlich zum Provinz-Zentrum für Musik. Der gesamte Geschäftszentrum und der angrenzende Direktorenpark wurden im September 1981 offiziell als Dorfbild unter Denkmalschutz gestellt.

Wenn gegen Ende der 1920er Jahre das Bergwerk endlich auf voller Leistung läuft, werden immer mehr Arbeiterwohnungen benötigt. Zwei Vorentwürfe für ein großes Arbeiterwohnviertel (bis zu 400 Wohnblöcke) im Osten des Bergwerkes (Gelände der heutigen Bergehalde II) werden letztendlich nicht realisiert. Das Bergwerk will auch weiterhin hinter dem Kioskplatz und dem Fußballstadion in Richtung auf den Kohlenhafen bauen. Zunächst wurden die Arbeiterwohnungen westlich der Koolmijnlaan gebaut.

Im Jahre 1930 — 100jähriges Bestehen von Belgien — wurde der Jahrhundertfestplatz realisiert, zusammen mit den angrenzenden Arbeiterwohnvierteln entlang der Tennislaan und dem Beverlosesteenweg, sowie noch vier Wohnblocks an den Wetterseiten vom Eingang zum Fußballstadion. Die alten Arbeiterwohnviertel östlich der Koolmijnlaan wurden entlang der Laan op Vurten, dem Vossenbergh, der Spoorwegstraat und dem Stationskaai vervollständigt. An der Nordgrenze wurde an der Louis Sauvestrestraat weiter bis an die Koolmijnlaan gebaut. Bezeichnend für diese Bauphase ist die Tatsache, dass die Bezüge zum Landhausstil vollständig verschwunden sind, und dass die Architektur schlichter und preiswertes ausfiel — obwohl doch noch unterschiedliche Wohnungstypen kombiniert wurden. In beiden Wohnvierteln wurde sogar noch ein Gasthaus (Nummern 5 und 6) errichtet. Das Hotel (Nummer 6), das den Jahrhundertfestplatz abschließt, wurde mittlerweile restauriert und erhält eine kommunale Verwendung als Zentrum für Freizeitbeschäftigung, Spielothek usw.

Am Kohlenhafen baut das Bergwerk dann noch eine Schifferkneipe, eine Hafenmeisterwohnung und ein Ruderclublokal. Der Kohlenhafen erhält in den 1930er Jahren seine heutige Form. Der alte Kanalarms Dessel-Hasselt wurde verbreitert, und in den neuen Kohlenabfuhrkanal und den späteren Albertkanal integriert.

Der Fußballverein F.C. Beeringen, aktiv seit 1924, erlebt einen Höhepunkt, als das Stadion im Jahre 1946 mit einer schönen und großen Tribüne erweitert wird. Der Architekt R. Van Steenbergen liefert den Entwurf dazu.

Das Bedeutendste dieser dritten Bauphase ist sicherlich der beeindruckende Kirchenkomplex, mit Klostergang, Pastorei, Kapelle und Gemeindefestsaal. Der Brüsseler Architekt Henri Lacoste erhält den Auftrag für den Komplex. Der Bau beginnt im Jahre 1939 und die Einsegnung findet im Jahre 1943 statt. Ein geführter Besuch macht deutlich, was die Bergwerksdirektion mit einem Prestigeprojekt gemeint hat. Kaum ein Jahr in Gebrauch, schreibt die Kirche mit einem schrecklichen Ereignis grauenvolle Geschichte. Offensichtlich steht die Kirche noch nicht auf der Landkarte der Alliierten, wodurch die Siedlung von den Fliegern mit dem Armeelager von Leopoldsborg verwechselt wurde. Am 12. Mai 1944 fordert ein englischer Bombenabwurf 84 Opfer und verwüstet mehr als 70 Wohnhäuser. Während des selben Krieges wurden an der Stationslaan, gegenüber der Pastorei, noch eine Bibliothek (1941) und ein Kinderlager (1944) errichtet. Der gesamte Kirchenkomplex wurde im Jahre 1985 isoliert unter Denkmalschutz gestellt.

In einer letzten Bauphase wurde, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, noch eine kleine Zechensiedlung (1947 – 1948) gebaut. Diese kommt in die Nähe des russischen Kriegsgefangenenlagers, östlich der Gleise, und trägt auch noch den Namen Baltisches Lager. In einem Teilstück des Barackenlagers wurden im Jahre 1947 Notwohnungen eingerichtet. Sie bieten noch über viele Jahre eine Notunterkunft für neue Gastarbeiter. Antoon Huybrighs, früher technischer Zeichner auf der Zeche und später Architekt, versucht in dieser Zechensiedlung mit einer gepflegten Architektur alles hübsch und freundlich zu gestalten.

Im Jahre 1947 setzt das Bergwerk den Plan um, in einer Entfernung von einigen Kilometern vom Betrieb die Arbeitersiedlung „Steenveld“ mit 70 Wohnungen bauen

zu lassen. Hierfür fanden sie einen Partner in der nationalen Gesellschaft für wertvolle Wohnungen. Der Entwurf des Hasselt'schen Architekten Lavigne wurde letztendlich gegen Ende des Jahres 1952 realisiert.

Ende der 1940er Jahre erreicht die Zeche ihre höchst Beschäftigungszahl. In der Verlängerung der Stadionlaan wurde noch ein quadratisches Arbeiterwohnviertel angelegt. Zentral liegt der „goldene Jubiläumsplatz“, der soll erinnern an den 50. Jahrestag der Entdeckung von Steinkohle in Limburg.

Die Ingenieure erhalten einen hübschen Tennispavillon (1950) und entlang dem Beverlosesteenweg entsteht noch ein Kindergarten (1956). Er wurde inzwischen vergrößert und hat sich seinen Namen als Modellschule Mozaiek gemacht.

Nach der Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens lässt die Zeche in den Jahren 1958 – 1959 hinter dem Casino einen Krankenhauskomplex mit integrierten Ärztewohnungen bauen. Zuletzt folgen im Jahre 1962 hinter dem Direktionspark entlang der Tennislaan auch noch zwei Ingenieursvillen.

Auf dem Zechengelände selbst, an der südlichen Ecke gegenüber dem Zechenbauernhof, realisiert der vlaam'sche Wohnungsfond für große Familien im Jahre 1991 noch ein letztes soziales Wohngebiet. Das Viertel „De Posthoorn“ umfasst 58 Wohnungen für Familien mit mindestens drei Personen. Die Siedlung wurde größtenteils durch umgeschulte Bergleute errichtet.

Im selben Zeitraum (1990 – 1995) errichtet die türkische Gemeinschaft entlang der Stationslaan die Fathimoskee, was einige Aufregung auslöst. Es ist eine der größten Moscheen in Belgien, in traditioneller ottomanischer Bauweise errichtet. Die Innenausstattung ist verziert mit authentischen azurblauen Kacheln. Die türkische Gemeinschaft hat sich während der letzten zwei Jahrzehnte schnell ausgebreitet im Beringschen Stadtgebiet. Sie kauft unter anderem den Gemeindekomplex hinter der Kirche, die Dorfbibliothek und das Kinderheilgebäude, um einen eigenen soziokulturellen und erzieherischen Betrieb zu organisieren.

Die Wohnsiedlungen

Die ersten Zechenbüros wurden in der ehemaligen Zigarrenfabrik der Gebrüder Wouters in der Nähe der Polizeikaserne untergebracht. Die ersten Doppelwohnungen wurden an der Straße nach Koersel-Zentrum auf der Höhe des Weilers Langeneiken gebaut. Hier hatte die Zechenverwaltung alle Grundstücke gekauft, später auch noch die Weiden für das Milchvieh. Anfang 1909 wurde beschlossen, dass das Zechengelände auf der heutigen „Kleine Heide“ errichtet werden sollte. Die Wohnsiedlungen wurden dann in vier Bauphasen realisiert.

Ab 1909 wurden die ersten Arbeiterwohnungen am Ende der Stationslaan und an der Dwarsstraat gebaut. Es sind kleine, einfache Vier- und Zweiraumwohnungen, die für die damalige Zeit als recht komfortabel bezeichnet werden. Es sind annähernd Kopien von Wohnungstypen der französischen Zeche von Anzin, woher der Ingenieur und Gefrierspezialist Louis Sauvestre abstammte.

Das Bergwerk erhielt von Anfang an einen ausgeprägt hierarchischen Aufbau. In der Nähe der Zeche entlang der Koolmijnlaan wurden zur gleichen Zeit vier Ingenieurwohnungen und vier Zweiraumwohnungen für Angestellte gebaut. Unmittelbar gegenüber den Hauptbüros wurde die Villa für den geschäftsführenden Direktor errichtet — inklusive einem schönen Park mit einer abwechslungsreichen Bepflanzung. Vor allem für die Villen, aber auch schon Schlösschen genannt, wurden im Brüsseler Gebiet und an der Küste nach Ideen gesucht. Ein typisches Merkmal für diese erste Bauphase ist die Verwendung von Betonblöcken. Das Bergwerk hat zu diesem Zeitpunkt noch keine eigenen Feldöfen, um Ziegelsteine herstellen zu können. Auch auffallend ist die besondere Beachtung von Umzäunungen und Eingangstüren. Sie grenzen nicht nur den Bereich der Zeche deutlich ab, sondern geben den Arbeitern auch zudem noch das Gefühl, dass sie in einer eigenen Wohnung leben, also in ihrem Eigentum wohnen.

Die zweite Bauphase (1919 – 1926) wurde deutlich beeinflusst durch den Gartenstadt-Gedanken, der zu dieser Zeit reichlich propagiert wurde. Insbesondere nördlich der ersten Arbeitersiedlung, zwischen dem Stationskaai, der Laan op Vurten und der Leysestraat, wurde damit experimentiert. Die gebogenen Straßen, die vier Plätze mit den jeweiligen Verbindungsstraßen, verwandeln die Siedlungen in die typischen Stadtviertel. Bestimmend ist der große halbrunde untere Platz, auf dem 1926 als Abschluss ein beeindruckender Schulkomplex mit der mittig angeordneten Nordkirche errichtet wurde. Die Kirche blieb bis 1943 in Gebrauch, bis die neue „Mijnkathedraal“ eingeweiht wurde. Im Jahre 1939 wurde das symmetrische Schulgebäude (Jungen / Mädchen) erweitert um einen gebogenen Flügel für den Kindergarten. Im Jahre 1975 folgen hier noch eintausend jugendliche Schüler. Heute sitzen in den Gebäuden noch mehr als 200 Lehrlinge. Etwa die Hälfte der Schule ist zwischenzeitlich als kommunales Gesundheitszentrum „Regina Mundi“ genutzt, mit unter anderem außerschulischer Kinderbetreuung, O.C.M.W.-betreuung und – ausbildung, dem Zentrum für Jugendtourismus, dem Jugendbildungsdienst Arctos, dem Zentrum für Drogensüchtige usw.

Der halbrunde Platz hat inzwischen das meiste seines ursprünglichen Grüns verloren. Trotzdem wird hier bei der Gestaltung eines Viertels viel Aufmerksamkeit auf den Bestand gelegt (was beispielsweise aus den verschiedenen Baumarten hervorgeht). Die zwei dahinterliegenden Innenspielflächen sind hingegen durch die Gemeinde renoviert und mit zeitgemäßen Spielzeugen ausgerüstet worden.

In Limburg ist nahezu nirgendwo ein authentischer Landhausstil gebaut worden. Als Hinweis darauf sind die Obergeschosse der errichteten Wohnblocktypen in Blendfachwerk verputzt worden. Ein gutes Vorbild hierfür ist das ehemalige Klostergebäude der Schwestern (K-Typ), das mittlerweile eine VDAB-Funktion erhielt. Das Kloster der Brüder, das für die Jugendförderung eintritt, liegt zentral auf der anderen Seite der Schule. Zur gleichen Zeit wurde die Wohnungen im Ingenieur- und Beamtenviertel entlang der Koolmijnlaan mit Ziegelsteinen errichtet, und es wurden an einer Seite der Laan op Vurten zur Eisenbahnstrecke hin Zweiraumwohnungen für die Beamten gebaut. Eines der Ingenieurshäuser wurde im Jahre 1923 umgebaut zum Geschäftsführungsgebäude, als Tagungs- und Versammlungssaal für die leitenden Angestellten und als Gasthof für junge Ingenieure. Für allein stehende Einwanderer oder wochenweise Pendler wurden in der Stationsstraat drei Hotels und Gasthöfe gebaut.

In der Ecke des Schulkomplexes wurde im Jahre 1927 noch das sogenannte Melkhaus, für die kostenlose Milchversorgung der Siedlung, errichtet. Die Milch kommt von „De Posthoorn“, dem zecheneigenen Bauernhof am Anfang der Koolmijnlaan. Momentan wird der Komplex restauriert und als „De Winning“ wieder verwendet, ein alternatives Beschäftigungsprojekt der Gemeinde, mit einem Restaurant, Gemüseladen, Fest- und Versammlungssaal usw. Nach einer Aktion der lokalen Arbeitsgruppe Denkmalpflege-Beringen, wird das Melkhaus mit dem Henry Ford European Conservation Awards bedacht. Durch die Mitwirkung der Gemeinde, der Provinz und der VDAB hat eine Restaurierungsreihe eingesetzt, und dem Objekt eine neue Verwendung als Tagungs- und Schulungsort für Stadtvereine beschert. Mittlerweile ist es auch ein denkmalgeschütztes Bauwerk.

Diese ersten zwei Bauphasen laufen aus in einer schillernden Apotheose, nämlich der Gestaltung eines prestigeträchtigen Angestelltenwohnviertels, dem Platz mit Geschäften (1927 – 1929) gegenüber vom Zecheneingang und drei Villen, jeweils mit einer Wohnfläche von 464,--m². In den Villen wohnen die Hauptingenieure — die späteren Direktoren für die Bereiche Untertage, Übertage und Personal. Die Gebäude vervollständigen das Führungskräftewohnviertel entlang der Koolmijnlaan.

Für diesen Auftrag wurden zwei bekannte Brüsseler Architekten angesprochen, namentlich Adrien Blomme und P. Lohest. Blomme wird das Projekt letztendlich realisieren. Er kennt die englischen Gartensiedlungen und hat im Jahre 1912 sogar einen allgemeinen Plan für die Zeche von Winterslag entworfen. Nach dem Ersten Weltkrieg wählt er resolut einen vlaam'schen historisierenden Baustil vorrangig vor dem erwünschten englischen Cottagestil aus. Gegen Ablauf des Jahres 1939, als die Zeche nach den Krisenjahren wieder vollständig Gewinn abwirft, erhält er und sein Sohn Yvan den Auftrag, ein repräsentatives Casino zu bauen. Es umfasste unter anderem Fest- und Konferenzsäle, ein Kino, Konzert- und Bühnensaal, eine Tanzgelegenheit und ein Hotel-Restaurant. In dem Jahr nach Kriegsende wurden die Arbeiten wieder stillgelegt, sodass das Casino erst gegen Ende des Jahres 1952 eingeweiht werden konnte. Gut 15 Jahre später löscht die Fusion zur N.V.K.S. das Casinoleben völlig aus. Nach einem missglückten interkommunalen Versuch, kauft die Provinzverwaltung im Jahre 1974 das Gebäude, und baut es zu einem regionalen Kulturzentrum aus. Dieses Provinz-Zentrum für Volkskultur wurde schließlich zum Provinz-Zentrum für Musik. Der gesamte Geschäftszentrum und der angrenzende Direktorenpark wurden im September 1981 offiziell als Dorfbild unter Denkmalschutz gestellt.

Wenn gegen Ende der 1920er Jahre das Bergwerk endlich auf voller Leistung läuft, werden immer mehr Arbeiterwohnungen benötigt. Zwei Vorentwürfe für ein großes Arbeiterwohnviertel (bis zu 400 Wohnblöcke) im Osten des Bergwerkes (Gelände der heutigen Bergehalde II) werden letztendlich nicht realisiert. Das Bergwerk will auch weiterhin hinter dem Kioskplatz und dem Fußballstadion in Richtung auf den Kohlenhafen bauen. Zunächst wurden die Arbeiterwohnungen westlich der Koolmijnlaan gebaut.

Im Jahre 1930 — 100jähriges Bestehen von Belgien — wurde der Jahrhundertfestplatz realisiert, zusammen mit den angrenzenden Arbeiterwohnvierteln entlang der Tennislaan und dem Beverlosesteenweg, sowie noch vier Wohnblocks an den Wetterseiten vom Eingang zum Fußballstadion.

Die alten Arbeiterwohnviertel östlich der Koolmijnlaan wurden entlang der Laan op Vurten, dem Vossenbergh, der Spoorwegstraat und dem Stationskaai vervollständigt. An der Nordgrenze wurde an der Louis Sauvestrestraat weiter bis an die Koolmijnlaan gebaut. Bezeichnend für diese Bauphase ist die Tatsache, dass die Bezüge zum Landhausstil vollständig verschwunden sind, und dass die Architektur schlichter und preiswertes ausfiel — obwohl doch noch unterschiedliche Wohnungstypen kombiniert wurden.

In beiden Wohnvierteln wurde sogar noch ein Gasthaus (Nummern 5 und 6) errichtet. Das Hotel (Nummer 6), das den Jahrhundertfestplatz abschließt, wurde mittlerweile restauriert und erhält eine kommunale Verwendung als Zentrum für Freizeitbeschäftigung, Spielothek usw.

Am Kohlenhafen baut das Bergwerk dann noch eine Schifferkneipe, eine Hafenmeisterwohnung und ein Ruderclublokal. Der Kohlenhafen erhält in den 1930er Jahren seine heutige Form. Der alte Kanalarm Dessel-Hasselt wurde verbreitert, und in den neuen Kohlenabfuhrkanal und den späteren Albertkanal integriert.

Der Fußballverein F.C. Beeringen, aktiv seit 1924, erlebt einen Höhepunkt, als das Stadion im Jahre 1946 mit einer schönen und großen Tribüne erweitert wird. Der Architekt R. Van Steenberghe liefert den Entwurf dazu.

Das Bedeutendste dieser dritten Bauphase ist sicherlich der beeindruckende Kirchenkomplex, mit Klostergang, Pastorei, Kapelle und Gemeindefestsaal. Der Brüsseler Architekt Henri Lacoste erhält den Auftrag für den Komplex. Der Bau beginnt im Jahre 1939 und die Einsegnung findet im Jahre 1943 statt. Ein geführter Besuch macht deutlich, was die Bergwerksdirektion mit einem Prestigeprojekt gemeint hat. Kaum ein Jahr in Gebrauch, schreibt die Kirche mit einem schrecklichen Ereignis grauenvolle Geschichte. Offensichtlich steht die Kirche noch nicht auf der Landkarte der Alliierten, wodurch die Siedlung von den Fliegern mit dem Armeelager von Leopoldsburg verwechselt wurde. Am 12. Mai 1944 fordert ein englischer Bombenabwurf 84 Opfer und verwüstet mehr als 70 Wohnhäuser. Während des selben Krieges wurden an der Stationslaan, gegenüber der Pastorei, noch eine Bibliothek (1941) und ein Kinderlager (1944) errichtet. Der gesamte Kirchenkomplex wurde im Jahre 1985 isoliert unter Denkmalschutz gestellt.

In einer letzten Bauphase wurde, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, noch eine kleine Zechensiedlung (1947 – 1948) gebaut. Diese kommt in die Nähe des russischen Kriegsgefangenenlagers, östlich der Gleise, und trägt auch noch den Namen Baltisches Lager. In einem Teilstück des Barackenlagers wurden im Jahre 1947 Notwohnungen eingerichtet. Sie bieten noch über viele Jahre eine Notunterkunft für neue Gastarbeiter. Antoon Huybrighs, früher technischer Zeichner auf der Zeche und später Architekt, versucht in dieser Zechensiedlung mit einer gepflegten Architektur alles hübsch und freundlich zu gestalten.

Im Jahre 1947 setzt das Bergwerk den Plan um, in einer Entfernung von einigen Kilometern vom Betrieb die Arbeitersiedlung „Steenveld“ mit 70 Wohnungen bauen zu lassen. Hierfür fanden sie einen Partner in der nationalen Gesellschaft für wertvolle Wohnungen. Der Entwurf des Hasselt'schen Architekten Lavigne wurde letztendlich gegen Ende des Jahres 1952 realisiert.

Ende der 1940er Jahre erreicht die Zeche ihre höchst Beschäftigungszahl. In der Verlängerung der Stadionlaan wurde noch ein quadratisches Arbeiterwohnviertel angelegt. Zentral liegt der „goldene Jubiläumsplatz“, der soll erinnern an den 50. Jahrestag der Entdeckung von Steinkohle in Limburg.

Die Ingenieure erhalten einen hübschen Tennispavillon (1950) und entlang dem Beverlosesteenweg entsteht noch ein Kindergarten (1956). Er wurde inzwischen vergrößert und hat sich seinen Namen als Modellschule Mozaiek gemacht.

Nach der Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens lässt die Zeche in den Jahren 1958 – 1959 hinter dem Casino einen Krankenhauskomplex mit integrierten Ärztewohnungen bauen. Zuletzt folgen im Jahre 1962 hinter dem Direktionspark entlang der Tennislaan auch noch zwei Ingenieursvillen.

Auf dem Zechengelände selbst, an der südlichen Ecke gegenüber dem Zechenbauernhof, realisiert der vlaam'sche Wohnungsfond für große Familien im Jahre 1991 noch ein letztes soziales Wohngebiet. Das Viertel „De Posthoorn“ umfasst 58 Wohnungen für Familien mit mindestens drei Personen. Die Siedlung wurde größtenteils durch umgeschulte Bergleute errichtet.

Im selben Zeitraum (1990 – 1995) errichtet die türkische Gemeinschaft entlang der Stationslaan die Fathimoskee, was einige Aufregung auslöst. Es ist eine der größten Moscheen in Belgien, in traditioneller ottomanischer Bauweise errichtet. Die Innenausstattung ist verziert mit authentischen azurblauen Kacheln. Die türkische Gemeinschaft hat sich während der letzten zwei Jahrzehnte schnell ausgebreitet im Beringschen Stadtgebiet. Sie kauft unter anderem den Gemeindekomplex hinter der Kirche, die Dorfbibliothek und das Kinderheilgebäude, um einen eigenen soziokulturellen und erzieherischen Betrieb zu organisieren.

Halden: von schwarzen Abfallbergen zu grüner Industrienatur

Symbolische Landmarken in der Zechenlandschaft

In einer hügeligen Zechenregion können nur die einheimischen Bewohner die Bergehalden noch lokalisieren. Hiermit haben sie doch ein kleines Tal zugeschüttet bevor die Hügel angelegt wurden. Auf der flachen Kempenschen Hochebene ist es irgendwie anders. Eigentlich wurden in allen flachen Zechenregionen die Halden, die mitunter mehr als 100 Meter über den Geländeniveau aufragen, sich nun praktisch zu Ikonen des Steinkohlenbergbaus entwickelt haben. Mehr noch als die großzügig angelegten Zechenbetriebe, Parkanlagen und Verkehrsinfrastrukturen stehen sie symbolisch für die einschneidende Entwicklung von einer Naturlandschaft zu einer Industrielandschaft.

Vor einigen Jahrzehnten noch waren die grauen Halden noch eine Quelle für Ärgernisse, da sie die Landschaft durch Staubbelastungen belasteten. Heutzutage werden sie mehr und mehr als Landmarken angesehen, die der Mittel-Limburg'schen Landschaft einen eigenen Charakter und eine Identität geben. Für Naturverbände bilden sie außergewöhnliche Biotope, die die lokale Fauna und Flora anreichern. Außerdem bieten diese Bergehalden eine Menge pädagogische, freizeitmäßige und touristische Möglichkeiten. Auf dem Gipfel der Halden genießen die Spaziergänger bei klarem Wetter eine beeindruckende Fernsicht über das Zechenrevier bis hin zu den benachbarten Kohlebecken in Luik und Niederländisch-Limburg. Nachdem die meisten Halden erst kürzlich erneut gestaltet, begrünt und mit ruhigen Spazierwegen

begehbar gemacht wurden, sind die grünen Pyramiden auch zu sichtbaren Symbolen des Strukturwandels geworden.

Steinhöhlen erzeugen Steinberge

Jedes Bergwerk hat seinen eigenen Steinberg. Sie können bis zu 100 Hektar Fläche beanspruchen, und eine Höhe von 70 bis 120 Metern erreichen. Sie liegen eher so beeindruckend, als dass sie wohl viele Fragen aufwerfen. Werden hier auch noch Steinkohlen gefördert? Wie groß müsste dann die Kohlenhalde nach 75 Jahren Förderung sein? Wie tief müssten die Schächte dann wohl sein?

Die meisten Zechen mussten den eigentlichen Abbau 10 bis 15 Jahre lang vorbereiten. Erst wurde der Untergrund gefroren, anschließend wurden zwei Schächte abgeteuft, die zwischen 600 und 1.000 Meter tief reichten und einen nutzbaren Durchmesser von 6 bis 7 Metern haben. Schließlich wurde über zwei Sohlen eine ausgedehnte Untertage-Infrastruktur ausgebaut. Zwischen den Stollen — zu vergleichen mit U-Bahn-Tunneln — wurden Kopf- und Fußgalerien eingerichtet. Hiernach wurden in die Kohlenlagen Gewinnungsstrecken herausgehauen und erst dann konnte die Förderung schließlich in Gang gesetzt werden.

Während der Vorbereitungsmaßnahmen wurde ausschließlich Steinschutt (Bergematerial) gefördert. Hiermit wurde das angekaufte Heidegelände angeschüttet und für den Ausbau der Schachanlage trocken und bebaubar gemacht. Nachfolgend wurde das Bergematerial auf einem ausgewählten Platz auf einen Haufen — die Berghalde — gelagert, die bis zu 120 Meter über Geländeniveau hoch anwachsen kann. In Nord-Frankreich und im Ruhrgebiet treffen wir Bergehalden an, die bis zur doppelten Höhe reichen.

Zwei Faktoren spielen hierbei eine Rolle: einerseits beschlagnahmten sie eine unrentable Fläche (manchmal bis zu 100 Hektar pro Zeche), andererseits darf für eine stabile Halde der Böschungswinkel nicht größer sein als etwa 30°. Mit einem steileren Böschungswinkel nimmt das Risiko von Abrutschungen zu, wie es in Houthalen und Zolder geschehen ist. Das macht dann weitere unrentable Grundstücksankäufe notwendig.

Kohlen und Steine

Einstmals, als die Kohlenförderung mehr als das zehnfache — und mehr — erreichte, die Förderräder auf vollen Touren drehten, wurde ständig eine gewisse Menge an Bergematerial mitgefördert. Häufig kamen Steinlagen oder Störungen in den Kohleflözen vor, oder es ereigneten sich Tagesbrüche, oder es mussten die Kopf- und Fußstrecken vorgetrieben werden, oder es mussten neue Blindschächte oder neue Strecken angelegt werden. Durchweg können wir behaupten, dass die geförderte Bruttomenge aus 40 – 50% Bergematerial und 50 – 60% Steinkohle bestand. Da das Steinmaterial ein höheres spezifisches Gewicht hat — es ist ungefähr doppelt so schwer wie die Steinkohle — können wir davon ausgehen, dass die Bruttofördermenge einen Volumenanteil von $\frac{1}{3}$ aus Bergematerial und $\frac{2}{3}$ aus Steinkohle ausweist.

Da die Abnehmer und Verbraucher Steinkohle mit so wenig wie möglich Gesteinsanteilen haben wollten, mussten die Bergwerke aufwendige Kohlenwäschen bauen, in denen täglich bis mehr als 10.000,- Tonnen Bruttofördermenge gewaschen wurde. Hierbei wurden Kohlen und Steine einfach voneinander getrennt. In Beeringen wurde glücklicherweise eine derartige Kohlenwäsche unter Denkmalschutz gestellt, die diesen gigantischen Übertage-Behandlungsprozeß noch eindrucksvoll demonstrieren kann. Diese gewaltigen Anlagen — bis zu drei

Fußballfelder groß und mehr als 30,-- Meter hoch — vermitteln viel über die Produktionsleistung und den Absatz der Limburg'schen Bergwerke. Kohlenwäschen gehören zu den höchst dynamischen Anlagen innerhalb des Tagesbetriebes. Sie wurden ständig erneuert und an die Förderleistung, die Produktionsmethoden und die Wünsche der Kunden angepasst. Die Abnehmer fordern nicht nur steinfreie Kohlen, sondern darüber hinaus Kohlen, die an ihre Verbrennungseinrichtungen angepasst sind — von einer bestimmten Größe und mit einer bestimmten chemischen Zusammenstellung. Die Zusammensetzung, eigentlich ihr Schwefelgehalt, ihre flüchtigen Bestandteile usw. kann in jedem Kohlenflöz anders ausfallen. Daher sind in eine Kohlenwäsche auch eine Sieberei, eine Waage, eine Vielzahl an Dosierbunkern und ein Laboratorium integriert worden. Die Kohlen wurden täglich chemisch untersucht, und nach dem Waschprozess gemischt bis die gewünschte Zusammensetzung erreicht ist.

Mit der Mechanisierung der untertägigen Kohlegewinnung wurden die Kohlenwäschen ab den 1950er Jahren gründlich angepasst und erweitert. Dort, wo die Kohlenhauer die Steinkohle früher weitestgehend in Handarbeit — freilich mit Pressluft betriebenen Abbauhämmern herausstemmten — gewonnen hatten, wurde der Abbau zunehmend stärker mechanisiert. Infolgedessen wurden ständig weniger Bergleute benötigt, um die Förderleistung zu steigern. Hierdurch wurden die Kohlen nicht nur schneller und gröber (mehr Steine) gewonnen, doch durch den Einsatz der späteren Unterschnittmaschinen, Kohlenhobel und Trommelschneidmaschinen wurden um so mehr Fein- und Staubkohle gefördert. Zudem wurden am Ende der Stollen überall Kohlenbrecher installiert, durch deren Einsatz der Transport über Förderbänder und automatische Verladeeinrichtungen schneller verlief.

Fein- und Staubkohle kann bei diesen Abbauverfahren bis zu 30% der Fördermenge ausmachen. Um zu verhindern, dass diese Materialien über die alten Wäscheeinrichtungen auf den Halden landen, müssen die Kohlenwäschen mit stets feineren Waschverfahren ausgestattet werden, wie Schwingsiebe für Feinkohle und Rückgewinnungs-Einrichtungen für Staubkohle (Flotation). Alle diese Erneuerungen verbessern das Betriebsergebnis erheblich. Zudem verändert sich hierdurch die Zusammensetzung der Halden gründlich. Hatten die ersten Halden wegen der groben Materialtrennung noch 8 – 15% Steinkohlenstaub, wurden die jüngeren fast homogen und beinahe steril, in denen kaum 2 – 4% Steinkohle enthalten war.

Die Formen der Halden

Von dem Augenblick an, wenn das Zechengelände ausgewählt worden war, wurde in einer ersten Phase ein breiter Fuß angelegt: Schmalspurbahnen mit Kipploren schütteten Abraum entlang dem Gleis auf, das ständig verlegt wurde. Auf diese Weise wurde ein breites Plateau geformt, das durchaus bis zu 15 Meter hoch werden konnte.

Der Haldenkegel wurde ursprünglich aus einem Bergeverladebunker beschickt. Von hieraus wurde eine schräg ansteigende Gleisanlage gebaut, über die Förderbehälter mit Winden nach oben gezogen wurden. Diese verlängerbare Gleisanlage ragt, wie eine Förderbrücke, stets ein Stück über das Haldenplateau hinaus. Kommen die Behälter dort an, kippen sie automatisch ihre Ladung aus. Gelegentlich führen aus einem Bergebunker zwei Haldengleissysteme in zwei unterschiedliche Richtungen, sodass gleichzeitig zwei Kegelhalden nebeneinander geschüttet wurden, wie die Halden II und III in Eisden.

Als Ende der 1950er Jahre die Kohlenwäschen verbreitet waren, wurden diese Haldenkipper meist durch Förderbandsysteme ersetzt. Hierdurch wurde es möglich,

das Bergematerial ohne Bunker von der Kohlenwäsche auf das Plateau der Halde zu fördern.

So wie die Halden steiler wurden, nahm die Gefahr von Flankenabrutschungen zu. Ist die kritische Bauhöhe erreicht, dann wurde oben auf der Halde ein horizontales Förderband installiert. Hierdurch konnten sie die kegelförmige Halde, als eine Art von Tafelberg, in die eine oder andere Richtung wachsen lassen. Gelegentlich wurden auch Waschberge zwischen zwei angrenzende Kegelhalden geschüttet, wodurch letztendlich eine große abgeflachte Halde entsteht, worauf häufig, wie in Winterslag, ein Schlammbecken angelegt wurde. Hierdurch sind die ursprünglichen Haldenkegel heute kaum noch erkennbar. Leider hat keine ursprüngliche Halde die Limburg'schen Sanierungsfieber der letzten Jahre überlebt. Auf dem Besucherbergwerk Blegny-Trembleur können die Haldenkonstruktionen jedoch noch besucht werden.

Die Halde als Baumaterial

In der Wallonië wurde das Steinmaterial der alten Halden häufig als Füllmaterial zu großen Ausschachtungen, sowie für den Bau von Autostraßen, abtransportiert. Mit den Limburg'schen Halden ist das kaum geschehen, außer für einige Brückenböschungen über den Albertkanal.

Doch werden auch hier noch einige der ältesten Halden ausgebeutet. Einige enthalten immer noch etwa 10% Steinkohlenstaub (Winterslag). Andere haben auf die eine oder andere Art gebrannt (Eisden und Zwartberg) und wurden abgebaut, um die rot gebackene Asche zu verwerten, die unter anderem zum Bau von Tennisplätzen, Parkwegen usw. gebraucht wurde. Ab einem bestimmten Pyritgehalt und mit einem ausreichend hohen Steinkohlenstaubanteil konnten sich die Halden selbstständig entzünden. In Zolder und Zwartberg hat man versucht, die Brände durch eine dicke Schicht Flugasche zu löschen, indem man somit die Sauerstoffzufuhr unterbunden hat.

Über den Ursprung dieser Brände gehen die Meinungen auseinander. Tatsache ist, dass die Halden, die vor dem Krieg aufgeschüttet wurden, nicht nur Kohlenreste beinhalteten, sondern dass das Bergematerial auch eine gröbere Struktur hatte, wodurch es mehr Sauerstoff aufnehmen konnte. Einige Wissenschaftler behaupten, dass das Bergematerial derart erhitzen kann, dass es sich selbstständig entzündet. Die hohe Temperatur kann die Folge davon sein, dass chemische Reaktionen durch die Oxydation der pyritartigen Materialien entstehen, durch mechanische Setzungen des Bergematerials entstehen Funken innerhalb des dunklen Haldenkörpers. Andere sehen die Ursachen eher in winterlichen Feuern von Haldenarbeitern, oder bestätigen, dass wenig wahrscheinliche Gerücht, dass noch glühende Aschen aus den Elektrizitätszentralen auf der Halde abgekippt wurden. Abschließend noch diese Erklärung: einige Bergwerke sollen während des letzten Krieges, als eine Art von Sabotage, ab und zu sogar gewaschene Steinkohle auf der Halde verkippt haben. Eines der Rekonversations-Projekte sah eine neue Wirbelbett-Verbrennungsanlage in Beeringen vor — eine Investition in Höhe von 3 Milliarden Belgischen Franc. Mit einer derartigen Wirbelbett-Verbrennungsanlage soll die alte Halde in zwanzig Jahren verbrannt und in Elektrizität umgewandelt werden. Die neue Technologie, um alte Halden in Energie umzuwandeln, klang viel versprechend und erzeugte internationales Interesse. Für die großen Massen — ca. 80% Reststoffe — die hierbei zurückbleiben, zeigte die Ziegel- und Keramik-Industrie großes Interesse. Ein Teil der Aschen, das sogenannte Beringiet, kann darüber hinaus bei Umweltschutzmaßnahmen eingesetzt werden. Die Aschen haben die spezielle Eigenschaft, Schwermetalle an sich zu binden.

War es anfänglich noch ein Problem, die Staubentwicklung bei der Verbrennung zu beherrschen, sollte der höhere Schwefeldioxid-Ausstoß (SO₂) den Plan letztendlich verhindern. Will man SO₂ unter Kontrolle halten, muss man Unmengen an Kalk zusetzen, doch hierdurch wird die große Menge an Restaschen unbrauchbar für die Herstellung von Tonwaren. Dann erfordern die neuen Umweltbelastungen durch die umfangreiche Aschehalde — ca. 80% der ursprünglichen Halde — auch noch teure Deponiegenehmigungen, was das Projekt uninteressant erscheinen lässt. Um den Prozess noch optimalisieren zu können, wären zudem noch begleitende Investitionen erforderlich geworden.

Die Sanierung der Zechengelände

Die Halden sind Teil der Zechengelände. Bis vor kurzem waren sie normal nicht zugänglich, sodass sie selbst für die meisten Bewohner der Zechenreviere unbekannt und unbedeutend waren. In der gesamten Restrukturierungsphase wurden die Halden in der Presse unvermeidbar an den Begriff Sanieren gekoppelt. Dennoch sind die Zechenhalden nicht gleichbedeutend mit den giftigen industriellen Deponien, sondern gelten als Bergehalden mit einem kleinen prozentualen Anteil an Steinkohle. Viele Menschen verbinden sie gedanklich eher mit aufgeschüttetem Material, gefährlichen Bergsenkungen und — vor allem — mit der schweren und schmutzigen Arbeit der Bergleute und dem wirtschaftlichen Trauma bei den Zechenstilllegungen.

Zudem wurde Ende der 1980er Jahre eine Europäische Förderung eingerichtet, die die ehemaligen Zechengemeinden bei der Planung des Strukturwandels und bei der Sanierung der ehemaligen Zechenstandorte finanziell unterstützt.

Abbrechen oder erhalten? Das war hier die Frage. In der Debatte rund um die Sanierung der Zechengelände wurde nicht allein die Zukunft der umfangreichen Zechenstandorte, sondern auch die der Halden in Frage gestellt. Und die Zeit drängt, da Europa 1,5 Milliarden Belgische Franc Fördermittel für die Sanierung investiert, aber die muss dann bis 1995 umgesetzt werden.

Die Sanierungsmanager wollten die Halden anfänglich gewöhnlich aufräumen. Gemäß der ersten Landschaftsplanungen sollte das Bergematerial dazu verwendet werden, um die Sand- und Kiesgruben in der Umgebung zu verfüllen. Hiervon wurde jedoch schnell wieder Abstand genommen. Der Transport der Millionen Tonnen Bergematerial sollte Milliarden Franc kosten, und der Verkauf der freigeräumten Flächen für den Neubau von Wohnungen und Gewerbebetriebe soll zudem noch einen Gewinn erwirtschaften.

Es ist Dr. Paul De Smedt (VMW), der als erster die Alarmglocke zieht, wegen der steigenden Salzkonzentrationen in der Trinkwassergewinnung von As. Daarop durch Untersuchungen in 1992 – 1994 von Prof. Dr. Tony Van Autenboer und Lic. Chris Cammaer im Auftrag von Aminal, Dienst für Wasser und Böden zunächst über die Auswirkungen der sieben Zechenstandorte im Kempenschen Becken auf den Boden und das Grundwasser. Sie finden bedeutende Gebiete, in denen das Grundwasser versalzt ist als Folge von Auslaugungen von Chloriden (von Natur aus im Bergematerial enthalten) und als Folge von Oxydation von Pyrit, wobei immer mehr Schwefelsäure freigesetzt wird. Sie kommen zu der Schlussfolgerung, dass die Halden möglichst in Ruhe gelassen werden sollten, damit die Oxydation von Pyrit nach einigen Jahren selbstständig aufhört. Sämtliche Arbeiten, die frisches Bergematerial an die Oberfläche bringen (beispielsweise im Falle von großflächigen Landschaftsprojekten) bei Eingriffen, die die Oxydation von Pyrit verstärken (beispielsweise berieselnd und düngen), sollten vermieden werden.

Die Nachnutzung des Zechengeländes

In dem früheren Sozialgebäude ist das vlaam'sche Zechenmuseum untergebracht. Andere Gebäude haben mittlerweile eine vorübergehend neue Verwendung erhalten. Somit beherbergt das Empfangsgebäude nun seit mehreren Jahren die neue Dorfbibliothek, Spielothek und Zeichenakademie. In dem alten Hauptbürogebäude ist das Amtsgericht und das Untersuchungsgericht untergebracht. Die alten Werkstätten sind durch den Natursteinbetrieb „Century Stone“ belegt, und die großen Magazingebäude wurden an Betriebe wie Eurogas, Terratec, Two Brains usw. vermietet. Weiter hinten, in der Nähe der neuen Rotunde, sind dann noch Benvitec, PCT (Plastic Construct Techniques) und der Bodensanierungsbetrieb Bosatec eingezogen.

Momentan wird im Auftrag von L.R.M. in vollen Gange an einem Masterplan gearbeitet. Er soll für dieses denkmalgeschützte Zechengelände eine neue Zukunft herausstreichen, wobei viel Beachtung gelegt wird auf die kulturtouristische Anbindung. Dieser Plan ist übrigens einer von fünf touristischen Hebelprojekten, in die übrigens Strukturwandelgelder investiert werden. Das Bergbaureviermuseum und das Erbgutzentrum sollen hierbei eine Hauptrolle spielen. Durch ihre kulturhistorische Herkunft sollen sie eine neue, gesellschaftlich relevante Bedeutung erhalten. Das Museum will keineswegs ein Mausoleum für abgedankte Gegenstände werden, das über zwanzig Jahre lang noch einhundert alte ehemalige Bergleute fasziniert. Mit ihm will es auch in Zukunft der Aktualität folgen und sich der Entwicklung aller Aspekte widmen, für die der Bergbau in dieser Region die Keimzelle gelegt hat.

Um nicht sämtliche Aufmerksamkeit und alle Mittel nur auf diese Fläche zu konzentrieren, erwartet L.R.M., das später der Anschluss des Erbgutes auf die anderen Zechenflächen hieraus gesteuert werden kann. Von diesem Bergwerk aus kann dann eine weit reichende regionale Route entwickelt werden, die dann in ein größeres Netzwerk industrieller Erbgutmonumente aufgenommen wird. Die vlaam'sche Regierung, die Provinz und die Zechengemeinden müssen hierbei zusammenarbeiten und sich die Verantwortung untereinander teilen.

Nützliche Adressen:

Bergbaumuseum v.z.w.

Koolmijnlaan 201

3582 Beringen

Öffnungszeiten: jeden Sonntag von 10:00 bis 17:00 Uhr

Für Gruppen: jeden Tag nach individueller Vereinbarung

Geschlossen an Festtagen

Für Besuchergruppen und Führungen:

v.z.w. Freunde des Bergbaumuseums

Telefon: (011) 43 11 17

V.V.V. Beringen

Telefon: (011) 42 15 52

Telefax: (011) 45 36 63

Arbeitsgruppe Denkmalpflege Beringen

Für Führungen durch die Wohnsiedlungen und Kirche

Vorsitzender Stephan Put

Telefon: (011) 42 80 68